Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 123 (1957)

Heft: 6

Artikel: Theophil Sprecher von Bernegg : Rede, gehalten zur Eröffnung des Studienjahres 1957 an der Militärwissenschaftlichen Abteilung der ETH Zürich

Autor: Scheitlin, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-27181

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sein wird. Der Einsatz zugunsten der Erdtruppe läßt sich angesichts der Flugzeugentwicklung kaum mehr vorstellen ohne gleichzeitigen Kampf gegen Feindflugzeuge.

Wir werden für unsere schweizerischen Verhältnisse zwischen den Bedürfnissen und Interessen der Flugwaffe und der Fliegerabwehr immer eine engere Koordination benötigen als im weiträumigeren Ausland. Die Weiterführung der sachlichen Diskussion auch in unserer Zeitschrift möge dazu beitragen, die für unsere Armee bestmögliche Lösung im Sinne einer Synthese und der Koordination zu finden.

Theophil Sprecher von Bernegg

Rede, gehalten zur Eröffnung des Studienjahres 1957 an der Militärwissenschaftlichen Abteilung der ETH Zürich

Von Oberst Otto Scheitlin

I

Lassen Sie mich eingangs ein mir unvergeßliches Bild nachzeichnen: die Offiziersschule 1927 der alten sechsten Division stand in Chur. Wenn wir Aspiranten samstags in den Urlaub reisten, begegnete uns auf dem Bahnsteig immer ein hagerer Mann, der trotz seines Alters hoch aufgerichtet, wenn auch gemessen einherging. Meist trug er einen Feldstecher umgehängt. Unter dem breitrandigen, schwarzen Hut blickten ruhige, klare Augen mit edlem Ernst aus scharf geschnittenen Gesichtszügen, die bäuerliche Zähigkeit und adelige Vornehmheit seltsam mischten. Ehrfürchtig grüßten wir den schweigsamen Mann, der mit uns die kurze Strecke bis Maienfeld fuhr. Wir erkannten in ihm den Generalstabschef aus der Zeit des ersten Weltkrieges, in dem man uns Theophil Sprecher von Bernegg verehren und achten gelehrt hatte.

Nun saßen wir angehenden Offiziere mit dem großen Eidgenossen Samstag für Samstag im gleichen Eisenbahnwagen, und wir fühlten uns alle gehalten, uns noch würdiger zu benehmen, als man dies als Offiziersschüler ohnehin tut. Diese Verpflichtung ging aber nicht nur von unserem Wissen um das Lebenswerk Sprechers aus, sondern sie floß unmittelbar aus der Gestalt des Mannes auf uns über. Wir fühlten, daß der adelige Junker keine Nachlässigkeit oder Ungebundenheit ertragen hätte, wennschon wir zugleich spürten, daß nichts Überhebliches im Wesen dieses Mannes lag. Auch wenn er nie ein Wort mit uns wechselte, sondern nur den stummen Gruß der

Aspiranten dankend erwiderte, empfingen wir nie den Eindruck einer selbstüberheblichen Herablassung, eines verbildeten aristokratischen Stolzes. Uns schien, der alte Mann betrachte uns mit wohlgefälligem Ernst und halte an sich, weil das Zeitliche sich von ihm zu lösen beginne und er sich auf das Ewige sammle. Und wenn Sprecher in Maienfeld den Zug verließ, schauten wir ihm nach, wie er mit ausholenden Schritten die Straße gegen sein schönes Haus emporstieg, und es blieb über unserem Abteil noch eine geraume Zeit still.

So nachhaltig der Eindruck von der Persönlichkeit Sprechers aber für uns auch war, so sehr müssen wir wohl zugestehen, daß der Lebensstil dieses Mannes einer vergangenen Zeit angehört; aber wir stehen nicht an, diese Feststellung mit einem «leider!» zu begleiten. Doch ist sie notwendig, wenn wir Sprecher richtig und ganz verstehen wollen.

Das nachgezeichnete Erlebnisbild mag uns bereits den Umriß von Sprechers Wesen deutlich machen. Damit wir es ganz erfassen, fragen wir nach den Grundlagen dieses vorbildlichen Lebens.

II

Herkommen, Umgebung, Bildung und Zeitlage heißen die Mächte, die auf unser Wesen wirken und unsern Weg bestimmen. Wie sind sie bei Sprecher geartet?

Das Geschlecht der Sprecher zählt den alemannischen Walsern zu, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts ins romanische Bünden einwandern. Der Stammvater gehört zu jenen freien, siegelfähigen Bauern, die allmählich den Lehensadel verdrängen und durch Verbindungen mit regierenden Familien aufsteigen. Mit dem Ende des Mittelalters treten Burg und Dom als weltgeschichtliche Kulissen zurück; die Stadt und der Wohnturm des freien Bauern beherrschen die Szenerie. Der Stammsitz der Sprecher erhebt sich zu Calfreisen im Schanfigg und trägt den Namen der Bernegg. Burger und Bauer wachsen in die Führung der Geschicke, und wir finden die Sprecher bald unter den regierenden Familien und in fremden Diensten, wo einer der ihren 1582 vom Franzosenkönig Heinrich III. den Adelsbrief empfängt.

Die Familie verzweigt sich und fügt eine glänzende Ahnenreihe heimatlicher Amtsträger, Wissenschafter und Offiziere in fremden Diensten in die Geschichte des Geschlechtes.

Die Linie der Sprecher von Bernegg gelangt durch den Großvater des Generalstabschefs in den Besitz des stattlichen Brüggerhauses zu Maienfeld, das Theophil Sprecher den Rahmen der Umgebung leiht.

In diesem Haus kommt Sprecher am 27. April 1850 zur Welt, und dieses Haus fügt den soliden Rahmen um das Familienleben, in dem Sprecher

wurzelt. Von seinem frommen, bescheidenen Vater, dem Landmann Anton Hercules von Sprecher (1809–1869) erbt der Sohn das alemannische Element der grundsatztreuen Festigkeit. Seine herzensgute Mutter, die Bergellerin Clara Emilia Bazzighèr, gibt ihm das beweglich italienische Element mit, das sich in der raschen Auffassungsgabe und im diplomatischen Geschick äußert. Sprecher ist erst zwei Jahre alt, als seine Mutter stirbt, und er ist neunzehn, als sein Vater hinscheidet und ihm die Sorge für seine Stiefgeschwister und das Gut überantwortet. Die Todesschatten, die über die Jugend Sprechers fallen, weichen aber noch nicht. 1872 führt der junge Mann Nina von Bavier heim, eine Tochter des späteren Bundesrates und schweizerischen Gesandten in Rom. Schon bald nach der Geburt eines Sohnes erkrankt die Frau an einem Lungenleiden, das auch ein Aufenthalt in Madeira nicht zu heilen vermag. Nina von Sprecher stirbt 1875. Erst 1888 verheiratet sich Sprecher wieder. Die Base seiner ersten Frau, Helene von Bavier, schenkt ihm dann zwei Söhne und zwei Töchter, die das gediegene Herrenhaus mit Leben erfüllen.

Die dritte Kraft, die das Wesen des Menschen beeinflußt, heißt Bildung. Sprecher empfängt sie durch das Vorbild des Vaters und durch die Schulen, die er zuerst in Maienfeld und Chur besucht. An einen Aufenthalt in Lausanne schließt sich die Oberrealschule in Basel, die Sprecher 1867 mit lauter Maximalnoten verläßt. So wesentlich wie die rein schulische Ausbildung bleibt es aber, daß der Lernende durch seine ganze Jugendzeit in der Nachbarschaft jener frohgemuten Pietisten lebt, die 1727 von Herrnhut ausgingen. Ihr Geist festigt die im Elternhause angelegte klare Frömmigkeit, die zu einer der entscheidenden Grundlagen des Wesens auswächst.

Nach dem Abschluß in Basel reist Sprecher 1867 nach Sassuolo bei Modena, dem Geburtsort seiner Mutter. Er treibt Latein und Naturwissenschaften, betätigt sich kaufmännisch und beerbt einen Großonkel, der ihn unabhängig macht. Er erliegt aber der Verführung des Reichtums nicht, sondern ist entschlossen, sich der Gutsverwaltung und dem freien Staatsdienst von Bünden zu widmen. Deshalb bezieht er 1869 die Königlich-Sächsische Akademie für Forst- und Landwirte in Tharandt. Der Tod des Vaters aber unterbricht die Studien, die Sprecher nur noch im Wintersemester 1869/70 in Leipzig fortführen kann, wo er sich vornehmlich mit Naturwissenschaften, Nationalökonomie, Philosophie und Logik beschäftigt. Der frühe Tod der Eltern und der daraus erwachsende Auftrag der Sorge um die jüngeren Stiefgeschwister lassen Sprecher nicht zu einer durch Zeugnisse und Diplome abgeschlossenen Bildung kommen. Er hat dies bedauert und noch 1904 bekannt: «In einem solchen Beruf liegt ein Segen und eine Bewahrung. Nicht daß man im Beruf ganz aufgehen und für nichts

anderes mehr Sinn und Interesse haben soll. Aber ein Zentrum der Tätigkeit, dem man seine Hauptkraft widmet, muß sein. Hat man darin seine Pflicht getan, so kann man sich dann mit ruhigem Gewissen und mit Freude auch edlen Nebeninteressen und Beschäftigungen zuwenden.»

Wir werden trotz dieser Klage feststellen müssen, daß Sprechers wacher Geist sich auch ohne vollendete schulische Anleitung eine umfassende Bildung schuf, und daß Sprecher aus dieser Bildung heraus sich einen weiten Bogen des Berufes baute, der sich fest und sicher rundete. Gewiß ist aber, daß Umgebung und Bildung nicht landläufige Konstanz besaßen.

Diese sichere Konstanz fehlt auch der Zeitlage. Während Sprecher heranwächst, formt sich der in der Verfassung von 1848 ausgedrückte Staatswille in Gesetzen aus. Schon bald aber machen sich drei Tendenzen bemerkbar, die das Bisherige entweder in Frage stellen oder neue Richtungen einschlagen. Da ist einmal der verstärkte Hang zum Zentralismus, der das Gefüge des wohlabgewogenen Bundesstaates erschüttert; da ist ferner der anbrechende Kulturkampf, der die eingeschlafenen konfessionellen Gegensätze wieder aufweckt, und da ist endlich die Ausbildung der Parteimaschinerie, die das Parteiprogramm höher stellt als die Persönlichkeit, ein Zeichen der beginnenden Ausebnung alles Menschlichen.

Sprecher, der sich um 1870 aufgerufen fühlt, seinem Land als Bürger zu dienen, schlägt sich – vielleicht zum Teil auch deswegen, weil die Gestalt seines Heimatkantons dazu drängt – auf die Seite der konservativen Föderalisten. Aus seiner christlichen Grundgesinnung heraus aber betont er energisch das Gemeinsame und nicht das Trennende der Konfessionen. Einem Parteiprogramm aber verschreibt er sich nicht, und als die Persönlichkeit im Wertgefühl der Parteien sinkt, zieht er sich aus der Politik zurück.

III

Aus diesen Grundlagen heraus entwickelt sich Sprechers Wirken. Es ist durchaus nicht von Anfang und nicht entschieden auf das Militärische gerichtet. Der zivile Kreis nimmt schon den jungen Mann vielfältig in Anspruch. 1871 sitzt er bereits im Gemeinderat von Maienfeld, dem er später als Statthalter und Präsident dient, wobei er sich zum Ziel setzt, Kraft und Verantwortung der freien Gemeinde zu heben. Von 1879 bis 1883 versieht Sprecher auch das Amt des Kreislandammannes, und während sechs Amtsdauern gehört er dem Großen Rat an. Daß er dort bei der Beratung der Kantonsverfassung von 1880 für die Volkssouveränität und das Initiativrecht eintritt, zeugt nicht nur für seinen gerechten Sinn, sondern auch dafür, daß er sich als Aristokrat durchaus nicht dem Volk überheben will. Das Gerechtigkeitsgefühl kommt ihm auch im Bezirksgericht zustatten, dessen

Vorsitz er umsichtig führt. Später gehört er auch für eine Weile dem Kantonsgericht an.

Sprecher stellt sich aber auch der Kirchenvorsteherschaft zur Verfügung, setzt sich für die evangelische Lehranstalt Schiers und für das Gedeihen verschiedener Gesellschaften ein; aber so mannhaft offen er etwa im Großen Rat oder in der Synode für seine Überzeugung einsteht, so tolerant bleibt er den Andersgläubigen gegenüber, weil die gemeinsame Grundlage des Christlichen ihm mehr am Herzen liegt als das Trennende. So stark diese Ämter Sprecher schon beanspruchen, weil er sich ihrer aus seiner Wesensart heraus mit peinlicher Gründlichkeit annimmt, so wenig kann er sich auf sie beschränken. Es mag gerade seine umsichtige Pflichterfüllung gewesen sein, die ihm stets wieder neue Aufgaben überbindet. So gerät er etwa noch an den Ausbau von Passugg, wo eine Quelle seinen Namen bekommt, und so findet er im Verkehrswesen ein neues und reiches Arbeitsfeld. Die Tätigkeit im Verwaltungsrat der Vereinigten Schweizerbahnen mit Sitz in St. Gallen läßt ihn in die Verkehrsprobleme hineinwachsen. Er nimmt sich ihrer in seinem Heimatkanton an, wo er als Mitglied und Präsident des Verwaltungsrates der Rhätischen Bahn deren Bau umsichtig und kenntnisreich fördert. Dort schon machen sich beim Ausbau militärische Überlegungen bemerkbar: die Bahn wird den Verteidiger Graubündens beweglicher machen.

Zu dieser Bemerkung gehört die andere, daß Sprecher sich von der Politik zurückzuziehen beginnt, als seine militärischen Aufgaben wachsen. Das ist nicht nur damit begründet, daß die Summierung der Aufgaben schließlich das Vermögen des einzelnen Mannes übersteigen müßte, sondern auch damit, daß Sprecher aus innerster Überzeugung kein politischer Offizier sein will. Es liegt, was gerade an unserem Beispiel deutlich wird, für die eidgenössische Demokratie eine gewisse Tragik darin, daß Soldat und Politiker im modernen Volksstaat meist nicht schön harmonieren, so daß auf der einen Seite der Politik wertvolle Kräfte verloren gehen, auf der andern vielleicht der Armee wendige Köpfe nicht nutzbar werden.

Sprecher hat, nachdem er vom Posten des Generalstabschefs zurückgetreten, die politischen Ämter nicht mehr aufgenommen. Wohl stellt er sich noch dem Schiedsgericht der Krankenkassen als Präsident zur Verfügung, wohl hat er etwa noch, doch mehr aus soldatischem Bewußtsein, gegen das Getreidemonopol Stellung genommen; im allgemeinen aber widmet er seine letzten Jahre der Familie, seinem Gut und ausgedehnten Privatstudien. Sie hat er für seine Landwirtschaft vor allem in die Richtung der Agrikultur-Chemie und der Mineralogie getrieben. Daneben liegt ihm immer noch das Geschichtliche am Herzen, das ein kranker Vetter ihm auf einer Reise nach Sizilien, Tunis und Algier im Winter 1871/72 erschloß. Das

historische Interesse zeigt sich in seiner Sammlertätigkeit oder etwa darin, daß er als Generalstabschef 1915 die Schweizerische Kriegsgeschichte in Auftrag gibt, die unter Oberst Feldmann und Hauptmann Wirz zu stattlichen vier Bänden heranwächst. Sprecher bearbeitet aber auch selbst geschichtliche Themen. So gibt er etwa 1925 die «Lebenserinnerungen von Bundesrat Simon Bavier», seinem ersten Schwiegervater, heraus; so verfaßt er für das historisch-biographische Lexikon der Schweiz den Artikel über das Militärwesen der Republik der Drei Bünde, und so entsteht, allerdings schon 1895, die Arbeit «Kriegsgeschichtliches aus dem Tyrolerkrieg», in der er die Schlacht an der Calven umsichtig untersucht und zur Schlußfolgerung gelangt: «Für uns aber ergibt sich aus dem Verlauf der Schlacht an der Calven von neuem die Bestätigung des Grundsatzes, daß die reine Defensive nirgends weniger angebracht ist als im Gebirgskrieg.» Hier kreuzen sich der Historiker und der Militär, und so mag es an der Zeit sein, daß wir uns dem Soldaten Sprecher zuwenden.

IV

Wir wissen bereits, daß sich Sprecher vorerst nicht entschieden auf das Militärische ausgerichtet hat; es ist sogar wahrscheinlich, daß ihn anfänglich gar keine besondere Neigung zum Soldatischen zieht: er erfüllt es als eine Pflicht, die dem Schweizer übertragen ist. Das Jahr 1871, das durch die Grenzbesetzung die Frage einer durchgreifenden Armeereform aufwirft, ruft Sprecher in die Rekruten- und Kaderschulen, an deren Ende er in der Bündner Einheit I/92 Leutnant wird. Wenige Jahre später kommandiert Sprecher die gleiche Kompagnie, und 1880 wird er in den Generalstab versetzt: «Jetzt war er», sagt 1927 Oberstkorpskommandant Bridler in der NZZ, «in die Stellung gelangt, in der sich seine besten militärischen Eigenschaften entfalten konnten. In Selbstzucht geschulter, klarer Verstand, Befähigung zur Erfassung des Wesentlichen in jeder militärischen Lage und die klare, präzise schriftliche und mündliche Ausdrucksform zeichneten schon den jungen Generalstäbler aus.» Seine Ausbildung dankt Sprecher vor allem den Obersten Wieland und Alfons Pfyffer von Altishofen. In raschem Aufstieg wird Sprecher Stabschef der 8. Division und des 4. Armeekorps. Eine Frucht seiner generalstäblichen Tätigkeit und seines ausdauernden Marschierens erscheint 1898 in der über 200 Seiten starken Militärgeographie Graubündens. Um die Jahrhundertwende wechselt der tüchtige Offizier wieder zur Truppenführung. Er wird mit dem Kommando der Infanteriebrigade 16, dann mit dem Kommando der Gotthardbefestigung, 1902 mit dem der 8. Division betraut. Endlich wird Sprecher 1909 noch das Kommando des 4. Armeekorps übertragen, das er in und mit seiner Stellung als

Generalstabschef inne hat und erst 1912 nach den Kaisermanövern abgibt. Das geschieht nicht nur darum, weil er einsehen muß, daß ein hohes Truppenkommando mit der umfänglichen Arbeit des Chefs der Generalstabsabteilung nicht mehr vereinbar sei, sondern es geschieht auch deshalb, weil die neue Truppenordnung nur mehr drei Armeekorps beläßt und Sprecher keinem seiner Kameraden einen Rücktritt zumuten will. Inzwischen aber ist 1905 Sprecher vor die Frage gestellt worden, ob er das Amt eines Chefs der Generalstabsabteilung übernehmen wolle. Es ist nicht selbstverständlich, daß sich Sprecher dazu bewegen läßt, und sein Ja folgt erst aus einer strengen Selbstprüfung, in der vier wesentliche Bedenken ins Gewicht fallen. Vorerst muß sich Sprecher eingestehen, daß er nicht Berufsoffizier und deshalb vielleicht für das hohe Amt ungenügend vorbereitet sei. Sodann muß er sich klar machen, daß der Posten ihn um seine Unabhängigkeit bringe und ihn wohl auch dazu nötige, seine Familie zu vernachlässigen. Ein drittes Moment ergibt sich aus der Spannung zwischen Sprechers Föderalismus und Feindschaft gegenüber der Bürokratie und der Notwendigkeit, sich in die zentrale Verwaltung einzufügen. Schon 1896 schreibt Sprecher im Bündner Tagblatt: «Die Zentralisation mit ihrer Schutztruppe, der Bürokratie, ist überall und zu allen Zeiten der schlimmste Feind der wahren Freiheit gewesen. Es führt die Vermehrung der Kompetenzen des Bundes in Verbindung mit dem Anwachsen seiner Mittel schließlich zu einer Machtansammlung in den Händen des Bundesrates und seines stetig sich mehrenden Beamtentums, die unbedingt zu einer Gefahr für unsere freiheitlichen Institutionen werden muß. Der Bürokratismus trägt seine Konsequenzen so gut in sich wie der Militarismus.» Ein Mann solcher Auffassung muß ernste Bedenken fühlen, sich dem Bund zur Verfügung zu stellen, auch wenn er einsieht, daß die Zentralisation für das Militärische zwingend ist.

Endlich gibt sich Sprecher klare Rechenschaft davon, daß seine peinlich genaue Arbeitsweise und die Pläne zur Reorganisation der Armee Widerstand wecken und ihm das Amt schwer machen können. Aber man kennt Sprechers Wert und sucht ihn zu bestimmen, ja zu sagen. Und so ringt er sich zuletzt dieses Ja ab und übernimmt das hohe Amt im Dienst von Land und Armee, worauf die Militärzeitung knapp bemerkt: «Durch diese Wahl ist den Wünschen und Erwartungen der Armee entsprochen worden.»

Welche Ziele steckt sich der neue Chef der Generalstabsabteilung? Es sind vornehmlich ihrer zwei. Einmal liegt es Sprecher am Herzen, die Generalstabsoffiziere und höheren Truppenkommandanten mit den besonderen Verhältnissen unserer Landesverteidigung vertrauter zu machen. Diese Absicht verwirklicht er in den Generalstabskursen und in Kriegsspielübungen. Sodann will er, der schon in den ersten Jahren seiner Amtsführung

das Herannahen eines europäischen Krieges voraussieht, die organisatorische Kriegsbereitschaft der Armee erreichen. Läßt sich in der Führung die Improvisation nicht völlig ausschalten, so muß anderseits das Instrument der Armee umfassend vorbereitet werden, weil die Organisation keine Halbheiten duldet. Das Ergebnis von Sprechers Absicht sind neue Mobilmachungsvorschriften und die Truppenordnung 1911, in der vor allem neu die Gebirgstruppen erscheinen, die Artillerie in bessere Form gebracht wird und die Formationen des Nach- und Rückschubes so gegliedert werden, daß sie ihrer Aufgabe wirklich gerecht werden können.

Mit einem gewaltigen Arbeitsaufwand, der manchen Widerstand zu überwinden hat, gelingt es Sprecher, die Armee im Rahmen seiner Organisationsaufgabe dem Kriegsgenügen näherzubringen. Seine Leistung bewährt sich zu Anfang August 1914 glänzend: die Mobilmachung der Armee verläuft reibungslos; die neutrale Bereitschaftsaufstellung kann bezogen werden. Und nun tritt am 3. August 1914 die Bundesversammlung zusammen, um den General zu wählen. Der Bundesrat, der eine möglichst eindeutige Wahl Ulrich Willes wünscht, sieht sich bald einer starken Neigung des Parlamentes gegenüber, die Sprecher vorziehen möchte. Meinrad Inglin umschreibt das Problem in seinem Roman «Schweizerspiegel» mit den Worten: «Der andere Anwärter auf den Generalsrang, Theophil Sprecher von Bernegg, ein Bündner Aristokrat, der nicht wie Wille durch seine besondere Aufgabe gezwungen wurde, täglich vor allen Augen nach dem überragenden Maße seiner Persönlichkeit zu handeln, besaß dagegen das Wohlwollen des ganzen Volkes. Er war als Milizoffizier ein vorbildlicher Truppenführer gewesen und hatte seit zehn Jahren mit Umsicht und Ausdauer die Arbeiten des Generalstabs geleitet.»

Der Wahlvorgang wird durch neue Verhandlungen mit den Fraktionen unterbrochen; aber es kommt auch nachher zu keiner geschlossenen Wahl: Wille erhält 122 Stimmen; auf Sprecher entfallen trotz den bundesrätlichen Bemühungen noch immer 63. Sprechers Einsicht läßt keinen Groll aufkommen, und so nimmt er mit selbstverständlichem Pflichtgefühl die Wahl zum Generalstabschef an, die der Bundesrat am 4. August vollzieht.

Es ist durchaus nicht ohne weiteres zu erwarten, daß Wille und Sprecher in brüderlicher Harmonie arbeiten. Beides sind ausgeprägte Persönlichkeiten von sehr verschiedener Anlage. Beide aber sehen das gleiche Ziel vor Augen und grenzen ihre Aufgabenbereiche klug ab, so daß die Reibungsflächen gering werden und die Armee die Willenseinheit so empfindet, daß sie sagt: «Was Wille will und Sprecher spricht, das tue still und murre nicht.»

Es erscheint uns nicht wesentlich, den Verlauf des Aktivdienstes und Sprechers Tätigkeit darin im einzelnen aufzuweisen. Wir möchten uns

darauf beschränken, fünf für Sprecher bezeichnende Motive anzugeben. Es bleibt erwähnenswert, daß der Generalstabschef aus seiner menschlichen Haltung heraus trotz der großen Arbeitslast noch Zeit findet, sich den Hilfswerken zu widmen, die eine sehr große Rolle spielen, weil 1914/18 keine Lohnausgleichskassen die mögliche Not hindern oder wenigstens lindern. Mit seiner Frau zusammen setzt sich Sprecher für den Verband Soldatenwohl, für die Nationalspende und für die amtliche Fürsorgestelle ein, aus der dann der Fürsorgechef der Armee hervorgeht.

Kennzeichnend ist auch Sprechers Haltung in der Oberstenaffäre, die eine geringfügige Verfehlung aus Kriegsmüdigkeit, Antimilitarismus und aus der Spannung Deutsch-Welsch mächtig aufbauscht. Sprecher, der als Zeuge vor Schranken auftritt, steht zu seinen Untergebenen, obwohl er dadurch sein Ansehen bei den Welschen aufs Spiel setzt, und er führt dazu Wesen und Wert des Nachrichtendienstes auf die richtigen Maße zurück.

Menschlich bezeichnend ist ferner, daß dem Generalstabschef die Last seines Amtes um so schwerer wird, je größer die Spannungen zwischen Zivil- und Militärgewalt auswachsen, die sich etwa in Lebensmittel- und Rohstofffragen kreuzen, und die um so schärfer werden, je lauter sich der Marxismus gebärdet. Aber es ist nun weiter menschlich kennzeichnend für Sprecher, daß er vor den Schwierigkeiten nicht die Segel streicht: er lehnt, wenn er das Erforderliche nicht erreichen kann, nicht einfach die Verantwortung ab, und er wäscht seine Hände nicht in Unschuld. So bleibt Sprecher auf seinem Posten und erleidet auch noch die Tage des Generalstreiks, die ihn seelisch wohl deshalb schwer bedrücken, weil er darin ein inneres Versagen des Eidgenössischen erkennt.

V

Wenn wir uns fragen, was als inneres Bekenntnis aus Sprechers Laufbahn und Tätigkeit abzuleiten sei, so möchten wir die Antwort aus drei Äußerungen ableiten: aus dem Bericht über den Aktivdienst und der Stellungnahme zum Völkerbund, aus dem Berner Vortrag von 1927 und aus der Auffassung über die Disziplin.

Wir sehen davon ab, auf Sprechers Bericht über den Aktivdienst näher einzugehen. Immerhin sei darauf hingewiesen, daß der Bericht in gründlicher Weise über die Arbeit des General- und Armeestabes orientiert und einen umfassenden Überblick über Erstrebtes und Erreichtes, über Lage, Ausbildung und Organisation vermittelt. Aus dem Bericht schon läßt sich verstehen, weshalb sich Sprecher gegen den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund wendet. Er stellt fest, daß die Menschen sich durch den Krieg

nicht verändert hätten, daß also eine Änderung der Gesinnung – die allein eine wirkliche Wandlung herbeizuführen vermöchte – nicht eingetreten sei. Tatsächlich war ja der Imperialismus nicht besiegt, sondern nur auf eine andere Ebene verschoben. Aus beiden Gründen müßte die Formung eines allgemeinen Friedens für unwahrscheinlich gehalten werden, weshalb die Lage der Schweiz unverändert blieb. Von dieser Grundanschauung her entsteht im Juli 1919 ein Gutachten der Landesverteidigungskommission, das unverkennbar Sprechers Züge trägt. Es wird darin ausgeführt, daß die durch den Krieg geschaffene Lage weitere Kriege als durchaus möglich erscheinen lasse, weshalb es für die Schweiz gefährlich wäre, ihre Neutralität preiszugeben. Zu diesem Nachteil käme der andere, daß der Völkerbund eine Einrichtung der Sieger sei, die der Sicherung der Machtverteilung gelte, und daß darum die Großmächte im Völkerbund den Ton angäben, wodurch jeder Kleinstaat als gefährdet erscheine. Noch am 16. Mai 1920 schreibt Sprecher als Zusammenfassung seines Urteils im Bündner Kirchenboten: «Warten wir also ruhig ab, ob aus dem Völkerbund wirklich etwas anderes wird, als was er jetzt unleugbar ist. Sobald er den Weg zur Gerechtigkeit und Völkerversöhnung öffnet, sobald er uns die volle Aufrechterhaltung unserer Neutralität gewährleistet, dann werden auch wir mit Freuden zum Beitritt raten.» Es mag Sprechers ethisch-christlicher Überzeugung schwer genug gefallen sein, gegen den Versuch einer Friedenssicherung durch den Völkerbund aufzustehen. Ihm gibt aber die klare Beurteilung der Lage mehr als ein schwärmerischer Idealismus, und wie richtig Sprechers Auffassung war, zeigte dann die Geschichte des Völkerbundes, in der für uns am bemerkenswertesten ist, daß Bundesrat Motta sich 1938 mit Erfolg darum bemühen mußte, der Eidgenossenschaft die integrale Neutralität wieder zu verschaffen.

Was hier schon kurz nach Kriegsende ausgesagt wird, erscheint im Todesjahr Sprechers noch einmal im Rahmen eines Berner Vortrages über «Fragen der schweizerischen Landesverteidigung nach den Erfahrungen in der Zeit des Weltkrieges.» Dieser Vortrag, den die «Schweizerische Militärzeitung» später veröffentlicht, ist als Sprechers militärisches Testament zu werten. In drei Hauptabschnitten spricht der frühere Generalstabschef über das Wesen der Neutralität, über die Möglichkeiten kriegerischer Bedrohung der Schweiz und über die Folgerungen für die Zukunft. Als Quintessenz von Sprechers Auffassung führen wir die Stelle an: «Unter allen Umständen aber müssen wir daran festhalten, daß alle Lehren, die der Weltkrieg uns für den Schutz des Landes an die Hand gibt, an Bedeutung weit übertroffen werden von der Forderung einer festgefügten, vollständig kriegsmäßig ausgerüsteten, disziplinierten, für den Krieg erzogenen und ausgebildeten Armee,

unter entschlossener, tatkräftiger Führung. Eine solche wird an allen Orten, zu allen Zeiten und unter allen Umständen ihren Zweck erfüllen, den Krieg von der Heimat fernzuhalten oder dann ihn zu einem guten Ende zu bringen.»

Wir sehen aus dieser Schlußfolgerung zweierlei. Einmal bestätigt die 1927 wieder eindringlich erhobene Forderung nach einer kriegstüchtigen Armee, daß Sprechers Einschätzung der Lage 1919 richtig war. Dann aber weisen uns die Begriffe der «disziplinierten, für den Krieg erzogenen und ausgebildeten Armee» deutlich darauf hin, daß Sprecher nicht nur die Organisationsformen der Armee, sondern auch deren inneren Wert und deren geistige Haltung für wesentlich hält. Das führt uns zur dritten Äußerung des Bekenntnisses: zur Einschätzung der Disziplin.

Sprecher äußert sich dazu schon 1895 im Bündner Tagblatt, wo er das Problem so zusammenfaßt: «Der Fall ist eher schwierig: Militär muß sein; unbedingter Gehorsam also desgleichen. Dieser Gehorsam aber widerstrebt erfahrungsgemäß unserem Volksgeiste und den von ihm geschaffenen demokratischen Einrichtungen.» Die Frage: «Wie kommen wir aus dem Dilemma heraus?» beantwortet Sprecher mit drei Grundforderungen. Einmal setzt er sich dafür ein, daß der Unterschied zwischen bürgerlichem und militärischem Leben nicht verwischt, sondern betont werden solle. Zum andern rät er, daß im Dienst mit Vernunft das Notwendige gefordert werden müsse. Und endlich meint er, daß die Disziplin durch gute Offiziere und Unteroffiziere gefördert werde, weil diese richtige Befehle und Anordnungen erließen. Diese Auffassungen erscheinen anders formuliert auch im Bericht wieder, wo Sprecher über die Disziplin sagt: «Sollte je die heute zutage tretende Neigung durchdringen, den sogenannten denkenden Gehorsam als berechtigt und für die Zwecke des Heeres ausreichend hinzustellen, so wird es Zeit sein, sich Mühe und Kosten für das Heerwesen zu sparen und beides besseren Zwecken zuzuwenden. Wenn an die Stelle des Urteils der Vorgesetzten das eigene Urteil der Untergebenen treten soll, so ist das die Verneinung des Gehorsams schlechthin; und ein Heer, das in solchem Sinn erzogen wird, kann seine Aufgabe niemals erfüllen. Wir brauchen uns nur in der eigenen Kriegsgeschichte der Schweiz umzusehen, um zu erkennen, was die gute Mannszucht vermochte, und was der Mangel daran verschuldete.» Wir werden, wenn wir diese Aussage beurteilen wollen, daran denken müssen, daß sie aus einer Zeit stammt, in der die Forderung nach Soldatenräten spukte, denkender Gehorsam also heißen konnte: kritische Diskussion der Befehle aller Vorgesetzten. Die Wandlungen der Kampfform lassen uns heute, da wir auf die Selbständigkeit des Soldaten angewiesen sind, etwas anders denken, wobei allerdings wichtig ist, daß wir unter «denkendem

Gehorsam» heute das eigene Mitdenken, das aus dem Denken hervorgehende eigene Handeln des Untergebenen im Sinne des Vorgesetzten und keineswegs eine Aufkündigung des unbedingten Gehorsams verstehen. Sprechers Forderung weicht, wenn wir sie auf die richtigen Maße und auf die Zeitumstände zurückführen, nicht eigentlich von der unsern ab. Das erhellt auch aus Sprechers Einstellung zur Demokratisierung, die uns sein Wesen in klarem Licht zeigt. Der Bericht führt aus: «Soweit es sich dabei (also: bei der Demokratisierung) um eine ‚Vermenschlichung' (Humanisierung) des Wehrdienstes handelt, kann man den Bestrebungen nur Erfolg wünschen... Unwürdige Behandlung des Mannes durch Wort und Tat, unnütze Unterwürfigkeitsbezeugung, überflüssiger schulmeisterlicher Formelkram im Meldedienst... sollen verschwinden. Niemals aber darf Hand zu einer demokratischen Neuerung geboten werden, die irgendwie die Gehorsamspflicht der Untergebenen oder die Verantwortungsfreudigkeit der Vorgesetzten gefährden könnte.»

Wir greifen wohl nicht zu hoch, wenn wir ableiten, daß Sprechers Äußerungen zur Disziplin uns eine Persönlichkeit zeigen, deren Größe um die edle Form eines von Menschlichkeit getragenen Soldatentums ringt, um ein Mittelmaß zwischen der Unbedingtheit des Kriegerischen und der Bedingheit des Menschlichen.

VI

Diese Feststellung führ uns zur abschließenden Frage, wie Sprechers Wesen zu deuten sei. Ob wir den Militär, den Politiker oder ganz einfach den Menschen betrachten: immer werden wir auf das Wort Bundesrat Scheurers zurückgeführt, daß der tiefe, unbeirrbare Gottesglaube die vornehmste Grundlage von Sprechers Lebenswerk gewesen sei. Die unfrömmlerische Frömmigkeit ist in einer Zeit zunehmender Verweltlichung nicht selbstverständlich, und schon gar nicht selbstverständlich ist es, daß Sprecher seine Überzeugung nie verhehlt und sie durchaus mit seinem Wirken in Einklang bringen kann. Wir lesen das etwa aus dem Vortrag, den Sprecher 1911 vor der christlichen Studentenkonferenz in Aarau über das Thema «Militärwesen, Christentum und Demokratie» hält. Es heißt darin an einer wichtigen Stelle: «Mehr für die Sache des Friedens und der Menschlichkeit wirkt der Christ, der daran mitarbeitet, das Kriegsrecht milder zu gestalten und die Anlässe für kriegerische Konflikte zu verringern, als der sich weigert, zum Schutz der Ehre und der Selbständigkeit des Vaterlandes ins Feld zu ziehen... So arbeitet der Christ am Frieden und tut seine Pflicht im Kriege.»

Und noch einmal erhebt der Christ Sprecher seine Stimme, als er 1917

vor dem Armeestab eine Weihnachtsansprache hält. Da geht er etwa auf die ernste Frage ein, warum der liebende Gott den Krieg zulasse, und sagt dazu: «Glauben Sie nicht, daß es Gottes Allmacht ein leichtes wäre, allem Krieg auf Erden ein Ende zu machen und die Menschen zum unverbrüchlichen Frieden zu zwingen? Aber solcher Gedanke liegt nicht in seiner Weltordnung. Er will nicht Sklaven und auch nicht Sklaven erschaffen, sondern er will freie Menschen, die die freie Wahl haben zwischen Gut und Böse, aber auch die Verantwortung dafür übernehmen und die Folgen der Wahl tragen müssen.» Und weil Sprecher keinem düsteren Glauben an ein blindes Verhängnis verpflichtet ist, kann er auch in der gleichen Ansprache den freien Menschen zurufen: «Auch nicht am deutschen Wesen wird die Welt genesen, ebensowenig am französischen, englischen, amerikanischen, am autokratischen und demokratischen, sondern allein am Geist und Wesen von dem, zu dessen Gedenkfeier wir heute zusammengekommen sind, an Christi Geist, wenn die Welt ihn aufnehmen und ihm sich unterwerfen will.»

Ein so klar und ruhig im Übersinnlichen und Übermenschlichen verankerter Mann mußte zu einer Persönlichkeit wachsen, die Bundesrat Scheurer mit den Worten umriß: «Oberstkorpskommandant Sprecher gehörte zu denjenigen Erscheinungen, die, wo sie auftreten, die Augen auf sich ziehen, und denen wie von selbst die Achtung und das Vertrauen der Mitmenschen zufällt. Wer ihn nur sah, und erst recht derjenige, der ihm nähertreten durfte, spürte sofort, daß ein wahrer, aufrechter Mann vor ihm stand, ein Mann zudem, der bei all seiner Eigenart ganz ausgesprochen schweizerisches Gepräge trug und in mancher Richtung geradezu eine Verkörperung unseres Landes und seiner Armee war.»

Wenn wir die Elemente zusammentragen wollen, die Sprecher so hoch in der Achtung, ja: Ehrfurcht hoben, so werden wir sie etwa in der Treue zu seinem Wesen, in der Erfüllung seiner großen Pflichten, in der Tatkraft seines Wirkens und in seiner festen, von keinen Versuchungen und Lockungen beirrten Haltung finden. Dafür mag noch ein Zeugnis sprechen. Als ein Freund den zurückgetretenen Generalstabschef warnt, er könnte durch sein Auftreten gegen den Völkerbund seinem Ansehen im Volke schaden, schreibt ihm Sprecher: «Was schließlich die Warnung anbelangt, meine Popularität nicht aufs Spiel zu setzen durch erklärte Stellungnahme gegen den Völkerbund und unsere Behörden, so will ich gerne annehmen, daß Sie mein Bestes bezwecken. Aber erstlich gehört die aura popularis überhaupt zu den wandelbarsten Dingen dieser Welt, auf die man in keinem Fall bauen soll, und sodann müßte ich mich vor mir selbst schämen, wenn ich persönlicher Annehmlichkeit zuliebe in einer Schicksalsfrage des Vaterlandes feige hinter dem Berge hielte» (12. 7. 1919). Dieses Wort ist wie alles, was wir von

Sprecher erfassen, einer Deutung seines Wappenspruches gleich, der schlicht fordert: «Treu und fest.»

Sprecher blieb sich selbst, seinem Herkommen, seinem Lande und seiner Pflicht treu, und diese Treue wuchs aus der inneren Festigkeit, die er vor allem durch seine Frömmigkeit gewonnen hatte. So kommt es denn nicht von ungefähr, daß der alternde Mann unter die Sonnenuhr an der Platzfassade seines würdigen Hauses 1926 den Satz aus dem 31. Psalm malen läßt: «Meine Zeit stehet in Deinen Händen.»

Diese irdische Zeit endet am 6. Dezember 1927. Sprecher, der an einer Blinddarmentzündung erkrankt, wird ins Spital Walenstadt gebracht. Doch der Eingriff kommt zu spät; Sprecher erliegt.

Selbst wenn wir mit vollem Recht über dieses Leben das Wort setzten: «Patriae inserviendo consumor» (Ich verzehre mich im Dienste des Vaterlandes), ist es zum mindesten nicht nur, ja, nicht einmal vorwiegend das hohe Maß gültig erfüllter Pflicht, was bei der Kunde von Sprechers Sterben Trauer über das Land verbreitet. Man erzählt sich, daß beim Eintreffen der Todesnachricht in einer innerschweizerischen Gaststube drei bärtige Soldaten sich von ihren Stühlen erhoben und eine Weile in Achtungstellung verharrt hätten. Dann habe einer das gedenkende Schweigen mit dem Worte durchbrochen: «Das ischt en Schwyzer gsi.» Und man weiß, daß am Abend des Bestattungstages, der eine große Trauergemeinde in Maienfeld versammelte, ein halbes Dutzend hoher Offiziere noch einmal zum stillen Kirchhof ging und dort grüßend vor dem frischen Grabhügel einen letzten Abschied von Sprecher nahm.

Die beiden Ehrenbezeugungen galten sicher nicht nur der umfassenden Leistung, die Sprecher als sein Lebenswerk erbracht hatte; sie flossen aus der ehrfürchtigen Anerkennung einer Persönlichkeit, deren Wirken nur Ausstrahlung des in humaner Gesinnung und in Werkfrömmigkeit gegründeten Wesens zu werten ist. Wir mögen daraus schließen, daß es weniger darauf ankommt, was ein Mann tut, als was er ist und aus welcher Gesinnung heraus er seiner Pflicht genügt. Gerade in dieser Hinsicht kann uns Theophil Sprecher von Bernegg als Vorbild dienen. Eifern wir ihm nach, damit auch wir einst das schlichte, aber tiefgründige Lob verdienen: «Das ischt en Schwyzer gsi!»